

## Transzendente Sachlichkeit

UWE M. SCHNEEDE: **Max Beckmann**, Verlag C.H. Beck, München 2009, 301 Seiten, 58 EUR.

Während sich ein nicht geringer Teil der Beckmann-Forschung – fußend auf Friedhelm W. Fischers Ansatz – auf die mythologische Verrätselung und den symbolisch-esoterischen Gehalt von Beckmanns Bildsprache fokussierte, konzentrierte sich der andere Teil der Forschung auf die formal-bildnerischen Gestaltungskonzepte und versuchte da heraus, das Besondere an Beckmanns Kunst zu erklären. Sowohl die auf verborgene inhaltliche Aussagen konzentrierte als auch die die formalen Gestaltungsprinzipien analysierende Beckmann-Forschung laufen Gefahr, eine einseitige Betrachtungsart zu favorisieren und die biographische und historische Dimension seiner Kunst auszublenden.

Schon im Vorwort des mit zahlreichem Bildmaterial und mit vergrößerten Details versehenen Bandes versucht Uwe M. Schneede dieser Einseitigkeit zu entgehen, indem er sowohl den autobiographischen und historischen »Kern« als auch die Bedeutung der »malerischen Konstruktionsverfahren« von Beckmanns Kunst herausstellt.

Der Autor unterstreicht Max Beckmanns Anspruch, mittels seiner Kunst ein umfassendes Bild seiner Zeit mit all ihren Widersprüchen, Zerwürfnissen, Abgründen, aber auch Höhepunkten zu geben, mit dessen bekanntem Ausspruch: »Jedenfalls trage ich das Gesicht der Zeit wie kein anderer.«

Der Maler Beckmann wollte – das betont der Autor immer wieder – den Grundgehalt der Epoche, in der er lebte, zur vollen Anschauung bringen. Die wiederholte Hervorhebung dieser Absicht Beckmanns durch Schneede richtet sich gegen die in der Beckmann-Forschung verbreitete Auffassung, der literarisch gebildete Beckmann habe Inhalte aus seiner Nietzsche-, Schopenhauer-, Jean Paul-, Blavatsky- und religionsgeschichtlichen Lektüre in seine spezifische Bildsprache übersetzt oder gar illustriert. Schneede weist hingegen auf die Intensität der Wirklichkeitsbeobachtung Beckmanns hin und

untermauert diesen Tatbestand mit Beckmanns zahlreichen Tagebuch-Aufzeichnungen, aber auch anhand seiner Bilder. Da aber der Sinngehalt der beobachtbaren Wirklichkeit sich nicht in ihren sinnlichen Daten erschöpft, sondern in den Menschenschicksalen, in den Taten und Leiden der Menschen eine unsichtbare Wirklichkeit in sich trägt, da laut Beckmann im Alltag ein mythischer und transzendenter Gehalt verborgen ist – der Maler bezeichnete sein Kunstwollen deshalb »transzendente Sachlichkeit« –, kann die Malerei nicht lediglich eine, wenn auch kritische Reportage der Wirklichkeit sein. Hieraus erklärt sich das Verschlüsselungspotenzial in Beckmanns Bildsprache. Diese bedarf zum Verständnis, wie der Maler selbst einmal feststellte, eines »metaphysischen Codes« im Betrachter.

Der symbolisch-mythologische Gehalt besonders im Spätwerk Beckmanns ergibt sich also aus einer tieferen als einer lediglich naturalistischen Wirklichkeitsauffassung des Malers. Damit verbunden ist dessen Intention, in den dargestellten Zeiterenissen das Überzeitliche, im Sichtbaren das Unsichtbare sichtbar zu machen, eine für einen Maler wahrlich gewaltige und gewagte Aufgabe. Diesem Ziel diene – das weist Schneede in einer Reihe von Bildern und in dem wohl interessantesten Kapitel über das »Entstehen der Bilder und ihrer Bedeutungen« nach – das bildnerische Gestaltungsmittel der Verschränkung von Realitäts- und Motivebenen. Schneede geht in sieben die Zeit-Chronik von Beckmanns Schaffen nachzeichnenden Kapiteln den Wandlungen, aber auch dem Bleibenden in dessen Werk nach. Er zeigt den Ehrgeiz des jungen Malers Beckmann, mittels monumentaler Historienbilder einen vielfigurigen Stoff in vitalistisch-dramatischen Szenen zu bewältigen, während viele seiner malenden Zeitgenossen den Weg der Vereinfachung, Reduktion und Abstraktion gingen. In den gewaltigen Bildnissen der »Untergang von Messina« (1909) und der »Untergang der Titanic« (1912) sucht der junge Maler im Rekurs auf Nietzsches Rede vom dionysischen Künstler nach einer umfassenden Darstellung der Welt zwischen Grauen und Schönheit, ganz »aus dem Geist

unserer Zeit heraus.« Beckmann verwahrte sich im Streit mit Franz Marc gegen eine Kunst der reinen Form und der Abstraktion, wie sie der »Blaue Reiter« im Versuch, das autonome, nur sich selber aussprechende Bild zu schaffen, praktizierte. Dagegen stellte er seine vital-sinnliche Hinwendung zum Leben und sein Bekenntnis, eine neue Synthese von Tradition und Moderne jenseits aller Kunst-Ismen zu generieren.

Die bitteren Kriegereignisse bewirkten einen Stilwandel in Beckmanns Malerei, weg von den an Signorelli und Michelangelo orientierten »Vitalfiguren« hin zur »gotischen Leidensfigur«, die ausgezehrt und verkantet in gedrängten Bildräumen ihr Schicksal stumm erträgt. Vorübergehend wendet sich Beckmann christlichen Themen zu, die er eigenwillig interpretiert. In den Radierungen »Die Hölle« gibt der graphische Beckmann ein drastisches Bild des Kriegs- und Nachkriegselends.

Zwischen 1919 und 1932 versucht sich der nunmehr erfolgreiche Künstler, dessen Tätigkeit als Professor für Malerei in Frankfurt mit einer beruhigten und entdramatisierten Malerei einhergeht, mit »harmlosen« Themen wie Landschaften, Stilleben, Stadtbildern und Porträts. Kunst wird Beckmann zur neuen Religion, die an Stelle des alten Gottes die Selbstbestimmung des nach Selbstvergöttlichung strebenden Menschen setzt. Der Künstler wird zum Souverän, und dieses kann er nur, weil er um die Abgründe der Welt und des menschlichen Ich weiß. Wie ein Artist bewegt er sich auf gespanntem Seil über dem Abgrund, dabei der geknechteten Menschheit den Spiegel ihres Schicksals vor Augen haltend.

Überzeugend zeigt Schneede in den folgenden Kapiteln, wie Beckmanns Kunst auf die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland mit der Geburt der mythologisch aufgeladenen Triptychen antwortete, als gelte es, der politisch-ideologischen Instrumentalisierung des Mythos durch die Nazis das utopische Potenzial des Mythos vom freien und autonomen Menschen entgegenzuhalten. Eine großartige Bildwelt entsteht in den Triptychen »Abfahrt« (1932/33), »Versuchung« (1336/37) und in den

im holländischen Exil gemalten Bildern der »Traum von Monte Carlo« (1940-43), der »Zirkuswagen« (1940) und in der »Abtransport der Sphinx« (1945).

Auf die spezifischen »bildstrategischen« Verfahren des Malers Beckmann geht der Autor in einem »Einschub« im vorletzten Kapitel ein. Methodisch wäre es wohl sinnvoller gewesen, diesem Kapitel zum einen mehr Raum zu geben, es zum anderen aber auch an den Anfang des Buches zu stellen, weil die in ihm enthaltenen Feststellungen zur besonderen Bildsprache und zum Entstehungsprozess der Bilder erst ein Verständnis für das Charakteristische von Beckmanns Kunst eröffnen. Außerdem hätte es dem Anliegen des Autors nicht geschadet, wenn er an einigen exemplarischen Bildbeispielen eine umfassendere Bildbetrachtung vorgenommen hätte, in der genannte »bildstrategische« Verfahren im Einzelnen an den Bildphänomenen aufgezeigt und der »historische« Kern unter Einschluss des überzeitlich-mythologischen Gehalts ausgewiesen worden wäre.

*Gerd Weidenhausen*

## Der Koran und seine Interaktion mit der Umgebung

ANGELIKA NEUWIRTH: **Der Koran als Text der Spätantike – ein europäischer Zugang**, Verlag der Weltreligionen, Berlin 2010, 859 Seiten, 39,90 EUR.

Der Vorgang ist einmalig: Innerhalb von drei Jahrzehnten entsteht eine neue Religion, eine verschworene Gemeinde, ein kraftvoller islamischer Staat. Die spätere Abspaltung der Schi'a bewirkt eher Bereicherung als Schädigung. Der »Verkünder« Mohammad hinterlässt ein Dokument, das in seiner Benennung deutlich als *Qur'an*, als Lesung oder Rezitation gekennzeichnet ist, aber gleichzeitig – und in der Folge überwiegend – als Buch verstanden wird. Auf dieses Buch als erratischen Block konzentrierte sich dann bis heute die Wahrnehmung sowohl der Muslime als auch des Okzidents; der zum Buch führende Prozess blieb weitgehend unbeachtet.

Nun hat es Angelika Neuwirth unternommen, diese erstaunliche Unterlassung wettzumachen. Ein faszinierendes Vorhaben, aber auch ein Pionierweg mit hohem Anspruch und voller Fallgruben. Schon Titel und Untertitel werfen gewichtige Fragen auf: Anstelle einer Offenbarungsschrift liegt nach ihrer Interpretation ein »Text der Spätantike« vor, zudem ein »europäischer Zugang«, wo doch mit dem Koran als Grundlage des Islam reflexartig die Konfrontation Orient-Okzident aufscheint? Wie weit könnte solch ein europäischer Zugang das herkömmliche Bild verändern? In der abendländischen Kultur weiß man eigentlich, dass die christlichen Wurzeln im vorderen Orient liegen, und doch sieht sie das allgemeine Bewusstsein eher in Rom. Eine Verknüpfung der Korangenese mit der Spätantike wird also nicht unbedingt den Koran als auch-europäische Religionsurkunde erlebbar machen.

In einer »radikalen Drehung der Forschungsperspektive« soll nun der Entstehungsprozess des Korans aus Textanalyse und Rückschlüssen rekonstruiert werden. Die Wissenschaftlerin betritt damit schwankenden Boden und läuft Gefahr, in ein Labyrinth der Gelehrsamkeit zu geraten, das selbst gebildete Leser überfordern könnte. Trotz ihrer Versicherung: »Mit der Erklärung von Fachbegriffen und der systematischen Ersetzung aller Zitate wurde dafür gesorgt, dass der Text auch dem Nichtspezialisten ohne Probleme zugänglich ist« (Vorwort, S. 15) kommt der Text weitgehend im Gelehrtenjargon daher, und das ist angesichts der Wichtigkeit dieses Themas und der Fachkompetenz der Autorin höchst bedauerlich. Wenn von *mantischen Redeformen*, *Intertextualität*, *Kontextualität*, *Poetizität*, *Entbettung eines Textes*, von *veritativ*, *deiktisch* oder von *mimetisch nachvollziehbare Performanz* gesprochen wird, müsste eigentlich immer ein Spezialwörterbuch zur Hand sein. Da kann es dann schon einmal vorkommen, dass ein Satz grammatisch nicht ganz zu sich selbst findet (S. 56 unten) oder der Lektor überfordert ist, wie z.B. bei den Lebensdaten von Abraham Geiger (S. 76). Die Anmerkungen geben in der Regel nicht eine Erläuterung zum Text, sondern Verweise auf Sekundärliteratur,

die kaum einem Leser ohne Weiteres zugänglich sein wird. Auch die umständliche Literaturliste, das doppelte Inhaltsverzeichnis und vor allem die mehrfache Behandlung bestimmter Themen an verschiedenen Stellen tragen nicht gerade zur Übersichtlichkeit bei.

Ist der Leser bereit, es mit solchen Hürden aufzunehmen, so wird er mit vielen interessanten Fragestellungen und Forschungsergebnissen belohnt. Neuwirths Untersuchung geht von dem Prozess aus, der *vor* der Buchfixierung stattgefunden haben muss. Die Entstehung des Korans wird verstanden als Ergebnis eines Dialogs vor dem Hintergrund der spätantiken Kultur. Eines Dialogs, an dem neben dem Kreis um Mohammed christliche und jüdische Partner beteiligt gewesen wären. Nur als Hörer, wie Neuwirth mehrfach schreibt, oder doch auch unmittelbar textgestaltend, als »textgenerierende Interaktion« (S. 198) oder gar als »gemeindliche Verhandlung« (S. 40, 90, 202 u.ö.) oder »Dialog mit offenem Ausgang« (S. 121, 136f., 185 u.ö.)? Wie passt es dazu, dass der Koran »bereits zur Zeit seiner Verkündung ... sakrosankt« war (S. 191)? Verliert der Koran aus solcher Sicht nicht seinen sakralen Charakter, der auf der Grundannahme des *tanzîl* beruht, der Herabsendung der koranischen Verkündung aus himmlischer Höhe? Inspiration – *wahy* und *tanzîl* – »Herabsendung« werden zwar diskutiert, aber als genuines, religiöses Phänomen offenbar in Frage gestellt. Dennoch wird der vieldeutige Begriff »Buch«, arabisch *kitâb*, dann so verstanden, dass er eine »himmlische Schrift« bezeichne, »zu niemandes Verfügung« (S. 145), andererseits aber als »sinnlich wahrnehmbare Selbstmanifestation des Gotteswortes« (S. 166). So heißt es auch in Sure 96 ausdrücklich, Gott habe den Menschen »mit dem Schreibrohr gelehrt«, was der Autorin natürlich auch bewusst ist (S. 451ff).

Durch die Auffassung des Korans als Interaktion mit der Umgebung rückt der Prozess der Gemeindebildung in den Vordergrund, den Neuwirth als allmähliche – geographische wie religiöse – Horizonterweiterung sieht, wobei sie von einer zunehmenden Beeinflussung durch gebildete Vertreter der monotheistischen

Nachbarreligionen ausgeht. – Der Koran wird also hier nicht als etwas Gegebenes, Fertiges, sondern als ein dynamischer Prozess gesehen, und zwar unter überwiegend literarisch-historischen Aspekten. Aus diesem Blickwinkel wird auch eine islamische Liturgie herausgearbeitet, in die mancherlei Jüdisch-Christliches eingeflossen wäre. Zwangsläufig tritt dabei der andere dynamische Entstehungsprozess, der sich aus dem visionären Erleben speist, ganz in den Hintergrund. Dagegen wird ein im Westen bisher allzu wenig beachteter Aspekt hervorgehoben, nämlich der melodisch-rezitative Grundcharakter des Korans. Für jeden Muslim ist er lebendige Praxis, das Abendland dagegen hat sich auf den Koran als Buch festgelegt und verkennt damit sein Wesen und eine entscheidende Quelle seiner Wirksamkeit.

Aus der Fülle der von Neuwirth behandelten Einzelthemen sei zum Schluss noch auf Mohammads Verhältnis zu Maria und Jesus eingegangen. Neuwirth kommt zu dem Schluss, dass der Koran das Marienleben in der 3. Sure »ohne die in der christlichen Tradition implizierte christologische Deutung ... als bloß lokalen Erzählrahmen« übernimmt und damit die christologische Lektüre der Mariengeschichte »korrigiert«. Offenbar geht die Autorin an solchen Stellen nicht von dem sonst postulierten gemeindlichen Dialog aus, sondern von einer bewussten theologischen Redaktion – durch wen aber genau, wo doch Mohammad als »Autor« ausgeschlossen wird (S. 63)? Liest man in derselben 3. Sure die unmittelbar folgenden Verse, so findet man dort eine Aussage, so christologisch, wie es der Koran nur erlaubt: »Damals, als die Engel sprachen: ›Maria! Siehe, Gott verkündet dir ein Wort von sich. Sein Name sei ›Christus Jesus, Sohn der Maria‹. Er soll im Diesseits und im Jenseits angesehen sein und einer von den [Gott] Nahestehenden«. Dass Jesus im Koran als »Christus«, als »ein Wort« oder auch als »Geist« Gottes bezeichnet, und ihm am Weltende eine entscheidende Rolle zugeschrieben wird, stellt eine hermeneutische Herausforderung dar, die bei Neuwirth zur Untersuchung des Logos-Begriffs führt. Der Koran wird nun mit Christus verglichen, beide werden

als inkarniertes bzw. »inlibriertes« Wort Gottes identifiziert, was dann als Einsicht der Forscher bezeichnet wird (S. 158). Der damit verknüpfte Prolog des Johannesevangeliums kompliziert die Frage weiter: erscheint doch dort das Wort wesenhaft handelnd, während der Koran eine »Rechtleitung« darstellt, die von Gott den Menschen gelehrt wird (Sure 55,2 u.ö.).

Neuwirths Werk eröffnet mit der eingangs erwähnten »radikalen Drehung der Forschungsperspektive« neue Horizonte. Es fordert den Leser auf, sich konkret in das Denken der an der Entstehung des Koran beteiligten Menschengruppen hinein zu versetzen. Die Forschung kann Gemeindeentstehung und den Koran nur von außen betrachten; der Muslim erlebt ihn, in der Geschichte verursacht er bis heute gewaltige Wirkungen – die Frage nach den Kräften, die solche Wirkungen ermöglichen, wird weiterhin offen bleiben.

*Bruno Sandkühler*

## Heilige Hochzeit

GERHARD WEHR: **Heilige Hochzeit. Symbol und Erfahrung menschlicher Reifung**, Verlag Edition Pleroma, Frankfurt a.M. 2008, 244 Seiten, 28 EUR.

Das Mysterium der Heiligen Hochzeit ist die liebende Vereinigung des Getrennten. Dieses Geheimnis in seinen verschiedenen Erscheinungsformen ist kein abgelegenes geistesgeschichtliches Thema. Gerhard Wehr, in seinem in neuer Gestalt kürzlich herausgebrachten Buch verfolgt die Sehnsucht nach der Einswerdung in der Menschheit, wie sie übergeht in die Sehnsucht nach Gott, nach der göttlichen Braut oder dem göttlichen Bräutigam. Wer sich in den Mysterien mit der Gottheit verband, wurde Gottes Kind, ein Wiedergeborener. Das Alte Testament kennt Jahwes Liebesgemeinschaft mit dem Volk Israel, es birgt in sich die großartigste Dichtung vom Mysterium der Vereinigung, im Hohen Lied Salomos. Auch im Neuen Testament gibt es hochzeitliche Stimmung, denn der Christus Jesus ist selbst der heilige Bräutigam und das endzeitliche Fest wird als die Hochzeit des

Lammes bezeichnet. Wehr verfolgt das Motiv des Hieros Gamos durch die Literatur der Gnosis, der Kabbala, der christlichen Mystik bis zu Jakob Böhme, die Alchymie, das Rosenkreuzertum und die Romantik. Er versäumt auch nicht, die analytische Psychologie C. G. Jungs einzubeziehen, in welcher der Archetypus der Vereinigungssehnsucht (Mysterium conjunctionis) als seelische Tatsache aufgezeigt wird. In einem Exkurs behandelt Wehr den Mythos vom Androgynen. Wer sich mit der Heiligen Hochzeit befasst, befasst sich mit sich selbst, denn nicht um ein Deutungs-, sondern um eine Verwandlungsaufgabe des Menschen handelt es sich. Gerhard Wehr hat sich jahrzehntelang um die Geheimnisse der Heiligen Hochzeit bemüht, er legt keine schlichte Materialsammlung vor. Der Autor des mit großer Kennerschaft verfassten Buches ist selbst ein zur Hochzeit Geladener. Deshalb gibt diese Rezension Veranlassung, auch an das umfangreiche übrige Werk Wehrs zu erinnern, das nicht immer die ihm zukommende Würdigung erfahren hat. Auch Wehrs Rudolf Steiner-Biographie kann durchaus neben Lindbergs großem Werk bestehen.

*Günter Röschert*

## Ein ewiger Traum

JORGE LUIS BORGES: **Ein ewiger Traum**, Hanser Verlag, München 2010, 296 Seiten, 21,50 EUR.

Die hier vorliegenden Essays des argentinischen Schriftstellers Jorge Luis Borges (1899-1986) erscheinen zum ersten Mal übersetzt in deutscher Sprache – mit einer Ausnahme, dem unter dem Namen »Autographischer Essay« neu übersetzten Lebensrückblick von 1970. Die Sammlung umspannt eine Zeit von nicht ganz siebzig Jahren und bietet – obwohl sie nicht in den »Gesammelten Werken« erschienen sind – trotzdem einen Einblick in das weit gespannte thematische Universum, in dem Borges sich bewegt. Chronologisch geordnet enthält es z.B. eine »Geschichte der Engel« von 1926, ungefähr aus jener Zeit, in der Borges durch seinen Freund Xul Solar mit den Schriften Rudolf Steiners in Kontakt kam. Die Auswahl ist ein wenig

auf die deutschsprachige Welt zugeschnitten, was z.B. in einem Text, der eine sehr frühe Stellungnahme gegen den Nationalsozialismus enthält, deutlich wird: In »Ich Jude« von 1934 erklärt er sich solidarisch mit den Juden – durch die Suche nach hebräischen Vorfahren, die er dann allerdings in seinem Stammbaum nicht zu finden vermag. Auch in seinem »Versuch in Neutralität« von 1939 sind Sätze zu finden, die sich heute wie ein hellsichtiges Bekenntnis zu einem anderen – dem wahren – Deutschland lesen lassen: »Ich verabscheue Hitler, gerade weil er meinen Glauben an das deutsche Volk nicht teilt; weil er beschlossen hat, dass Barbarei die einzige mögliche Pädagogik ist, um 1918 rückgängig zu machen, und Konzentrationslager der beste Ansporn dazu.« Die zwei Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass Borges ein wacher Zeitgenosse war, der klar Stellung bezog. Viel Raum nehmen Essays mit Rezensionen und kurzen Portraits von Schriftstellern wie Joyce, Kafka, Chesterton oder Franz Werfel ein. Wer sich schon mehr mit dem Werk von Borges beschäftigt hat, wird sich nicht darüber wundern, auch drei Essays zum Themenkreis der altangelsächsischen Literatur zu finden. Es ist gut zu wissen, dass Borges dazu im Laufe seines Lebens eine besondere Affinität entwickelte.

Als er 1977 vor über 1000 Menschen in Buenos Aires einen Vortrag mit dem Thema »Die Blindheit« hielt, wies er darauf hin, wie er sich angesichts der eigenen Erblindung (er litt unter einer vererbten Augenkrankheit) an einen Satz von Rudolf Steiner erinnerte. Dieser habe einmal gesagt, dass dann, wenn etwas ein Ende findet, wir daran denken sollen, dass etwas Neues beginnt. Dies sei schwer zu erfüllen, sagte er, weil wir genau wissen, was wir verlieren, aber nicht, was wir gewinnen. Er habe sich nach dem Verlust der Welt des Sichtbaren für das Studium der alt-germanischen und altangelsächsischen Literatur (beide haben eine gemeinsame Wurzel) entschieden. Dass es sich dabei um mehr als um ein bloß wissenschaftliches Interesse handelte, bezeugt auch sein – von ihm selbst bestimmter – Grabstein im Friedhof »Plainpalais« in Genf. Dort findet

sich auf der einen Seite eine Szene aus der Balade von Maldon, auf der anderen ein Wikingerschiff und darunter Worte aus der Völsunga Saga – einer norwegischen Sage aus dem 13. Jahrhundert. In diesem Kontext ist es zu sehen, dass er in »Gott und der König« (1954) auf die Geschichte von Olaf Haraldsson, einem norwegischen König, der um die erste Jahrtausendwende lebte, eingeht und dabei zugleich zaghaft das Thema der Seelenwanderung berührt. Ebenso auch in »Der Begriff der Akademie und die Kelten« (1962), indem er den walisischen Dichter Taliesin (ca. 535-599) zitiert, der sich an frühere Inkarnationen erinnerte.

Zum Höhepunkt der vorliegenden Sammlung gehört ohne Zweifel sein »Autographischer Essay«. Während die meisten der etwa vierzig Essays nur ein paar Seiten lang sind, nimmt dieser – ca. 17 Jahre vor dem Tod verfasste – Lebensrückblick etwa das letzte Fünftel ein. Wir bekommen Einblick in ein bemerkenswertes Leben: In »Familie und Kindheit« schildert er, wie er schon im Alter von neun Jahren eine Kurzgeschichte von Oscar Wilde übersetzt hat, die allerdings, in einer Tageszeitung publiziert, von der Redaktion ganz selbstverständlich seinem Vater zugeschrieben wurde. Der Abschnitt »Reife« behandelt zum Schluss die Entstehung des Buches *El hacedor* (wörtlich »Der Macher«, deutsch *Borges und ich*) und endet mit folgenden Worten: »Auf der letzten Seite des Buches erzähle ich von einem Mann, der sich aufmacht, ein Abbild des Universums zu schaffen. Nach vielen Jahren hat er eine kahle Wand bedeckt mit Bildern von Schiffen, Türmen, Pferden Waffen und Menschen, und erst im Augenblick seines Todes stellt er fest, dass er ein Abbild seines eigenen Gesichtes gezeichnet hat. Dies könnte für alle Bücher gelten; sicher gilt es für das erwähnte Buch«. – Wir könnten noch hinzufügen: Dieser Zusammenklang von Außen und Innen durchzieht das ganze Universum des blinden Sehers Jorge Luis Borges.

*Bernhard Steiner*

## Blutjunger Jünger

HELMUTH KIESEL (Hg.): **Ernst Jünger: Kriegstagebuch 1914-1918**, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2010, 654 Seiten, 32,95 EUR.

HEIMO SCHWILK: **Ernst Jünger – Leben und Werk in Bildern und Texten**, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2010, 336 Seiten, 49,95 Euro (Subskriptionspreis), ab 01.02.2011: 59,95 EUR.

Die Herausgabe von frühen und mittleren Werken Ernst Jüngers in einer zweibändigen Dünndruckausgabe in Paris hatte im Jahr 2008 nicht nur in Deutschland zu einem gewissen Aufsehen geführt. Bislang hatten von der neuesten deutschen Literatur lediglich Brecht, Kafka und Rilke Eingang in die legendäre »Bibliothèque de la Pléiade« gefunden. Die Aufmerksamkeit der jetzt erstmals veröffentlichten Fronttagebücher ist vorprogrammiert.

Der blutjunge Jünger hatte in 15 Notizbüchern fleißig Tagebuch geführt. Er hatte sich in vollem Bewusstsein, etwas Außergewöhnlichem beizuwohnen als Freiwilliger gemeldet. Dass er auf diese Weise seiner verkorksten Schullaufbahn entfliehen konnte, bot zusätzliche Attraktivität. Karl May-Lektüre und andere Abenteuerberichte hatten Jünger schon lange in spannende Parallelwelten versetzt, der Krieg kam ihm da gerade recht. Bereits in diesen Fronttagebüchern lassen sich jene für Ernst Jünger typischen Betrachtungsweisen finden, die aus einer Mischung von glasklarer Beobachtung und phantasievoller Überhöhung bestehen und zugleich von Gesten inszenierter Selbstdarstellung nicht frei sind. Neben dem ewigen Schanzens, dem Gestank und der Nässe im Unterstand sowie nervtötendem Warten gibt es da die Zigarette, die demonstrativ während des Beschusses angesteckt wird. Und sachlich nüchtern folgen Feststellungen: »Überall lag Blut, Gehirn und Fleischfetzen, auf denen sich Fliegen sammelten«.

Ein kundiger Kommentar sowie die von Isolde Kiesel erstellte saubere Transkription eines Käferbuches, das Jünger an der Front angelegt hatte, runden die hervorragende wissenschaftliche Aufbereitung dieser Ausgabe ab. Nicht

zuletzt die 2007 vorgelegten Jünger-Biographien sowohl von Helmuth Kiesel wie auch von Heimo Schwilk belegen die langjährigen Forschungen beider Herausgeber.

Der zeitgleich erscheinende Band *Leben und Werk in Bildern und Texten* von Heimo Schwilk bietet zu den *Kriegstagebüchern* ein geradezu frappierendes Gegenstück. Das 1988 erstmals vorgelegte Werk wurde ergänzt und vor allem um die letzten zehn Lebensjahre Ernst Jüngers erweitert. Um den Lesebuchcharakter eines ungewöhnlich langen und produktiven Lebens zu erhalten, hat Schwilk den opulenten Band in sieben Abschnitte unterteilt, denen er jeweils zu Beginn eine präzise Einführung voranstellt. Nach den Anfängen, vor allem des legendären Erstlings *In Stahlgewittern*, werden Jüngers Kampfschriften und sein starkes, ja nachgerade aggressives Engagement als nationaler Revolutionär in den 1920er Jahren dokumentiert. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten sollte auch bei Ernst Jünger nicht halt machen. Bereits im Frühjahr 1933 fand in Jüngers Berliner Wohnung eine erste Hausdurchsuchung der Gestapo statt. Noch kurz zuvor hatten die Nationalsozialisten vergeblich Ernst Jünger zur Annahme eines Reichstagsmandats zu bewegen versucht. Die Aufnahme in die bereits »gesäuberte« »Abteilung für Dichtkunst an der Preußischen Akademie der Künste« lehnte Jünger ab. Als Offizier in Paris bewegte sich Jünger im Umkreis von Hitlergegnern wie General Otto von Stülpnagel oder Oberst Hans Speidel. Die Deportation von Juden erlebte er als Augenzeuge, ungeheuerliche Berichte aus dem inneren Kern der Wehrmacht bestätigten sich. Erschüttert notiert Jünger am 7. Juni 1942 in sein *Erstes Pariser Tagebuch*, als er auf einer Straße in Paris junge Mädchen mit dem gelben Stern sieht: »Ich halte derartiges, auch innerhalb der persönlichen Geschichte, für ein Datum, das einschneidet. Ein solcher Anblick bleibt nicht ohne Rückwirkung – so genierte es mich sogleich, dass ich in Uniform war«.

Wegen Bildung eines Widerstandskreises wurde Ernst Jüngers Sohn vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Bewährung an der Front verurteilt. Er fiel im späten Herbst 1944 in Italien.

Auch in den späten Werken und vor allem den Tagebüchern, die Jünger bis kurz vor seinem Tod geführt hatte, werden die Erinnerungen an diese Jahre immer wieder reflektiert. Konstanten in Jüngers Leben wie die Erfahrungen der Gewalt, Experimente mit bewusstseinsweiternden Drogen, aber auch die Leidenschaft als Entomologe ergänzten sich im Laufe der Jahrzehnte zu neuen Überlegungen. Stichworte wie »Waldgänger« und »Anarch«, die Ernst Jüngers Entwicklung seit den 1950er Jahren kennzeichnen, führten ihn an den Rand des überhaupt Sagbaren.

Jüngers Leben bildet nicht zuletzt in all seinen Häutungen die Entwicklung eines europäischen Jahrhunderts ab, die ihn in seinen Versuchen hellsichtig gemacht hatte, menschliches Elend zu ertragen. Er war davon überzeugt, dass kein Leiden sinnlos ist, ohne dieses jedoch, wie ihm oft unterstellt wurde, einseitig zu verherrlichen.

Volker Strebel

## Schlechte Historiker

ANTONY C. SUTTON: **Wall Street und der Aufstieg Hitlers**, Perseus Verlag, Basel 2009, 205 Seiten, 19 EUR.

GUIDO GIACOMO PREPARATA: **Wer Hitler mächtig machte**, Perseus Verlag, Basel 2010, 416 Seiten, 30 EUR.

Der Perseus Verlag hat im vergangenen Jahr bereits die zweite Auflage von Antony Sutttons *Wall Street und der Aufstieg Hitlers* veröffentlicht. Das Buch erschien erstmals 1976 im englischen Original und wartet, wie der Titel verspricht, mit der Enthüllung historisch relevanter Verbindungen zwischen der amerikanischen Finanzwelt und den Nazis auf. Vor der Lektüre war ich deshalb sehr gespannt: Nach meiner bisherigen Erfahrung fallen derartige Werke entweder sehr schlecht (verschwörungstheoretische Pamphlete) oder sehr gut (geschichtswissenschaftliche Klassiker) aus. Doch selbst die Klassiker unterliegen der Einschränkung, dass sie fast nie den aktuellen Stand der Forschung wiedergeben. Ihre Qualitäten sollten

dann im formidablen Stil, der einzigartigen Pionierleistung und der außergewöhnlichen Befähigung des Autors zu finden sein.

Sutton gibt nun einen chronologischen Überblick vom Dawes-Plan (1924), der die Zahlungen nach dem Versailler Vertrag neu regelte, über die späten Jahre der Weimarer Republik ins Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg. Dabei nimmt er vier Unternehmen schärfer ins Visier, Die IG Farben, General Electric (AEG), Standard Oil und ITT, die wirtschaftlich eng mit dem Deutschen Reich verflochten waren. Zwei Personen identifiziert er als Drahtzieher: den Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht und den ehemaligen Auslandspressechef der NSDAP, Ernst »Putzi« Hanfstaengl. Beide waren teilweise in den Vereinigten Staaten sozialisiert. Sie konnten folglich als ideale Vermittler zwischen den Nationalsozialisten und den Bankiers der Wall Street fungieren. Daneben nennt Sutton eine Reihe weiterer Akteure wie Henry Ford, den Bankier Kurt von Schröder oder auch Fritz Thyssen, die offene Sympathien für den Nationalsozialismus hegten.

Das Ziel der Wall Street Bankiers war es – logischerweise – amerikanische Finanzinteressen zu sichern und auszubauen. Die Nazis konnten in den ersten Reichstagswahlen nach der Weltwirtschaftskrise im September 1930 sensationelle 107 Sitze im Reichstag gewinnen. Negative Seiten ihres Programms, wie den Antisemitismus, übersah man damals gerne. Es lag für die amerikanischen Bankiers also durchaus nahe, erste Kontakte – auch durch Spenden – mit der Hitlerbewegung zu suchen. Sutton liefert dazu nun einige Beweise, beispielsweise die Kontobewegungen der Nationalen Treuhänder, dem Parteispendenkonto der NSDAP. Das erklärte Ziel des britischen Historikers aber war es nicht nur, derartige Verbindungen offenzulegen. Tatsächlich zieht er Parallelen zwischen Drittem Reich, Sowjetunion und den Vereinigten Staaten des New Deal. Jene politischen Systeme, folgert Sutton, glichen sich und wurden von den an der Wall Street aktiven Großunternehmen finanziell unterstützt, um die Menschheit in sozialistische Unterjochung zu treiben (107). Aus dieser gepanschten Gleichung

destilliert Sutton seine hochprozentige Botschaft: Der Sozialismus lauert überall. In seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen – amerikanische Großunternehmen, New Deal, Stalinismus, Nationalsozialismus – bedroht er die Freiheit des Marktes und damit auch die Freiheit der Menschheit, die vor seinem Zugriff unbedingt geschützt werden muss.

Um diese Argumentation aufrechtzuerhalten ging der marktliberale Brite jedoch recht brachial mit historischen Erkenntnissen und Fakten um. So stellt er Walter Rathenau und dessen »schwülstige Prosa« (57) als Wegbereiter des Nationalsozialismus dar. Denn Rathenau forderte, nicht nur als Vorstandsvorsitzender der AEG, in Krisenzeiten ein stärkeres Engagement des Staates im Wirtschaftsleben. Dass der vielfältig begabte und visionäre Außenminister des Deutschen Reiches aufgrund seiner beeindruckenden Fähigkeiten bereits im Juni 1922 von einer rechtsextremistischen Verschwörergruppe ermordet wurde, erwähnt Sutton merkwürdigerweise nicht.

Nicht weniger eigenwillig interpretiert Sutton die amerikanische Geschichte. Roosevelts New Deal, der entscheidend dazu beitrug, die Vereinigten Staaten aus ihrer vielleicht schlimmsten Krise zu führen, wird als faschistisch abgestempelt (51). Die National Recovery Agency (NRA), eine staatliche Organisation, die sich im New Deal für Mindestlöhne, geregelten Jahresurlaub und gegen Kinderarbeit einsetzte, bezeichnet Sutton als das »Mussolini-ähnliche Geisteskind Gerard Swopes« (106), des Vorstandsvorsitzenden der General Electric (in Deutschland: AEG). Auch in der Methodik offenbaren sich bei genauerer Lektüre eklatante Widersprüche. So werden die Aktivitäten Ernst Hanfstaengls zwar mit einem eigenen Kapitel gewürdigt. Die Quelle, aus der Sutton jedoch fast ausschließlich schöpft, ist ausgerechnet die amerikanische Autobiographie Hanfstaengls, *Unheard Witness* (1957). Objektivere Quellen wären sicher auch vor 1976 problemlos zugänglich gewesen, in den National Archives, im Bundesarchiv und im Berlin Document Center. Dass Sutton sich – bewusst oder aus Bequemlichkeit – nicht um diese Akten bemühte und dem Leser damit



wichtige Fakten vorenthalten hat, ist mehr als ärgerlich. Besonders angesichts einer Neuauflage, die weiterhin reißerisch mit doch etwas fadenscheinigen Enthüllungen wirbt.

Ebenfalls ein ganzes Kapitel widmet Sutton einem weiteren zweifelhaften Werk, der Reportage eines Sidney Warburg (d.i.: J.G. Shoup), *Drei Gespräche mit Hitler* (1933), in der amerikanische Finanzierungsquellen der NSDAP offengelegt werden sollen. Obwohl Sutton durchaus zugibt, dass der unter Pseudonym schreibende Autor bewusst falsche oder nicht überprüfbare Aussagen gemacht hat, versucht er doch akribisch nachzuweisen, dass sich selbst in gefälschten Angaben ein wahres Wörtchen finden lassen müsste. Warum Sutton an dieser Stelle also Papier verschwendet und beispielsweise nicht vergleichend die Praxis der Parteispenden in der Weimarer Republik analysiert hat, entzieht sich meinem wissenschaftlichen Verständnis. Tatsächlich wurden bis 1933 *sämtliche* einflussreiche Parteien (außer der KPD) mit Spendengeldern bedacht; auch die NSDAP, deren furchtbare Politik durchaus nicht alle Menschen vor 1933 konkret voraussehen konnten. Was mir die Lektüre der verdrehten Aussagen zusätzlich vergällt hat, waren die unzähligen durchgängigen Schreibfehler Suttons (bzw. seines Lektorates) und die Übertragungsfehler des Übersetzers Peter Geiger. Hitlers Mentor Dietrich Eckart wird zu »Eichart«; die Firma Focke-Wulf zu »Focke-Wolfe«, das Bankhaus von der Heydt zu »von Heydt«, der Bankier Robert Pferdenges zu »Pferdemenges«. Der berüchtigte SA-Anwalt Walter Luetgebrune kann in den Quellen nicht einmal korrekt identifiziert werden und wird lediglich als ein unbekannter Mann namens »Luetgebrunn« zitiert (138).

Solche formalen Schlampereien und die verbogene Darstellung historischer Vorgänge könnten allerdings den Schluss zulassen, der Wunsch nach präziser und ehrlicher Darstellung historischer Wahrheit wäre für Sutton doch nur in zweiter Linie relevant gewesen. Wichtiger noch war ihm möglicherweise, mit allen Mitteln den Nachweis führen zu können, dass regulierende Eingriffe des Staates in die freie Wirtschaft unweigerlich zu brutalen Dik-

taturen führen müssen. Bezeichnend ist dabei, dass sich selbst radikale Vertreter des Marktliberalismus und Zeitgenossen Suttons, wie Friedrich August von Hayek und Milton Friedman, einer derart schludrigen und primitiven Argumentation enthielten.

Wer trotz aller Mängel dennoch einen Blick in Suttons Werk werfen will, kann es übrigens auch beim Kopp Verlag bestellen. Dieses Verlagshaus hat sich auf Verschwörungstheoretiker und radikale Aufklärer spezialisiert. Neben Suttons *Wall Street* haben dort die Werke des Anthroposophenhassers Michael Grandt einen prominenten Platz im Programm gefunden. In meinem Regal war für Suttons Büchelchen auch noch ein schmales Ritzchen frei: gleich neben den *Protokollen der Weisen von Zion*.

### *Wirklich Neues findet man nicht*

Die schlechtesten Historiker beziehen gern auf diese radikale Weise Position. Sie schreiben besonders positiv oder besonders negativ über Menschen und Ereignisse, denen ihr Forschungsdrang gilt. Mit seiner Monographie *Wer Hitler mächtig machte* hat Guido Giacomo Preparata eine wuchtige Apologie der Politik des Deutschen Reiches in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorgelegt. Seine Sympathie für die Deutschen, besonders aber für das Deutsche Reich verbirgt er darin keineswegs. Als Amerikaner italienischer Abstammung fühlt er sich den Verlierern des Zweiten Weltkrieges eng verbunden. So bezeichnet er die Folgen des Kriegsendes 1945 bereits im Vorwort als Tragödie, denn »Deutsche und Italiener waren herabgestuft auf einige ausgesogene, identitätslose Stämme« (19). Da Preparata das Fortdauern alter Naziseilschaften, vor allem in der jungen Bundesrepublik, gar nicht behandelt, kann er ohne Zweifel und Zaudern einen stramm rechtslastigen Kurs einschlagen, um die Ehre der »identitätslose(n) Stämme« Germaniens zu retten. Sein erklärtes Ziel ist es, den Beweis zu erbringen, dass die Politik des Deutschen Reiches von einer anglo-amerikanischen Wirtschaftsoligarchie ferngesteuert wurde, um die mitteleuropäischen Kulturvölker als Kon-

kurrenten auf dem Weltmarkt auszuschalten und letztendlich zu unterjochen. Diesen Argumentationskurs fährt Preparata mit Volldampf durch alle wichtigen Ereignisse der neueren Weltgeschichte, ungeachtet der Schrammen und Lecks, die sein Werk dabei erleidet.

So rast er durch den Ersten Weltkrieg, schießt durch die Oktoberrevolution, jagt durch die Zwischenkriegszeit, knallt schließlich in das Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg. Bis Preparatas Verbaltorpedo aber endlich in bräunlich-trüben Untiefen krepert, muss ihm der staunende, verärgerte, schließlich gelangweilte Leser über dreihundertneunundachtzig schlecht übersetzte Seiten folgen. Wirklich ärgerlich ist dabei nicht einmal die ebenso kühne wie einseitige These des Autors, sondern die Schludrigkeit, mit der seine schlecht recherchierten und – im Sinne seiner These – instrumentalisierten Beweise vorgetragen werden. Kleinere Fehler mögen dabei noch verziehen werden. Natürlich ist die SPD nicht die »Sozialistische Partei Deutschlands« (79), Hitler hatte auch nie den Rang eines Obergefreiten (77) erreicht, der Name der russischen Hauptstadt im Jahre 1917 war Petrograd und nicht St. Petersburg (67), der britische Historiker Evans wurde auf den Vornamen Richard, nicht Robert (390) getauft. Wesentlich schlimmer wird es, wenn komplexe Zusammenhänge mit einem Satz vereinfacht und damit verfälscht werden. So war die Tschechische Legion dem Zaren 1918 keinesfalls »treu ergeben« (101) – auch wenn sie zeitweise gegen die Bolschewiken kämpfte. Eine solche Behauptung würde etwa der Aussage entsprechen, Lenin wäre dem deutschen Kaiser »treu ergeben« gewesen, nur weil er die Gelegenheit erhielt, mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes eine Revolution zu entfachen. Die Ermordung Rasputins am 30.12.1916 wird ebenso platt wie unwahr kolportiert (57), wobei es Preparata gelingt, in seine recht knappe Darstellung fünf Fehler hineinzuschludern, von denen der schlimmste wohl darin besteht, die Tatwaffe und die alleinige Ausführung des Mordes Felix Jussupow in die Hände zu drücken. Tatsächlich gab nicht Jussupow (nach Preparata ein »Transvestit seit seinem zwölften

Lebensjahr, Bordellgänger und gelangweilter Freigeist«) die tödlichen Schüsse ab, sondern sein Mitstreiter Purischkewitsch. Leider gibt Preparata bei jener Darstellung keinerlei Quellen an, was die Glaubwürdigkeit seiner Version nicht unbedingt erhöht.

Am Peinlichsten aber berührte mich die Arroganz, mit der Preparata versucht, dem Leser seine konstruierten Geschichten als reinste Erkenntnis zu verkaufen. So fertigt er die deutschen Sozialdemokraten des Kaiserreiches als »Arbeitsameisen im deutschen Ameisenhaufen« (79) ab, weil sie »kein allzu großes Verlangen nach Revolte ... hegten«. Alleine »der Aussatz einiger schlampiger Anarchisten« wäre dazu bereit gewesen, wurde aber »in Quarantäne« (81) gehalten. Wen Preparata genau beschimpft, erklärt er seinen Lesern leider nicht. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht? Oder vielleicht Kurt Eisner, den Preparata nur einige Seiten weiter als Lakaien der US-Regierung entlarvt, mit dem Auftrag »geheime Regierungsdokumente« zu veröffentlichen, um ein »vollständiges, öffentliches Eingeständnis der Kriegsschuld« (91) zu erreichen. Obwohl Eisner als Ministerpräsident der bayrischen Räteregierung tatsächlich Dokumente veröffentlichte, um eine Kriegsschuld des Deutschen Reiches (unter der Führung Preußens) nachzuweisen, wurde er damit aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zum bewussten und willigen Handlanger der Vereinigten Staaten. Es überrascht kaum, dass Preparatas überspitzte Thesen auch hier ohne jegliche Quellenangaben konstruiert werden. Diese Laxheit zeigt sich auch bei den Publikationen, die Preparata in seiner Bibliographie auflistet. Fast ausschließlich werden Werke zitiert, die dem kundigen Historiker hinlänglich bekannt sind. Wirklich Neues findet man nicht, auch das mühevoll Graben in den Archiven hat Preparata offensichtlich gescheut; so bleibt sein schiefes Konstrukt ohne Untermauerung durch wirklich neue Dokumente. Zur weiteren Verwirrung beigetragen hat gewiss auch die Übersetzung von Helmuth Böttiger, der sich nicht nur durch die Übernahme inhaltlicher Fehler als geschichtswissenschaftlicher Laie zu erkennen gibt. Während im Deutschen

falsche Begriffe wie »Schocktruppen« (160) für SA (direkte Übersetzung des englischen Wortes *shock troops*) noch relativ leicht zu deuten sind, kommt man stärker ins Grübeln, wenn beispielsweise der Vermittler von Lenins revolutionärer Reise nach Russland im April 1917, Alexander Parvus Helphand, als »ernüchterter Polyglott« charakterisiert wird (59). So quält man sich denn fort, durch einen Stil, der zwischen Übersetzungsprogramm und missglücktem Schulaufsatz (Hitlers *Mein Kampf* wird als »herausposaunte(r) Plan, in den Steppen Zentralasiens ein Reich wie das der Azteken zu errichten« beschrieben) schwankt. Zu guter Letzt erzeugte der Verschwörungsschinken allerdings auch Glücksgefühle in mir. Als ich die Lektüre endlich beenden durfte.

Matthias Fechner

## »Ich suche Sprache ...«

HERTA MÜLLER: **Ich glaube nicht an die Sprache.** Herta Müller im Gespräch mit Renata Schmidkunz, inkl. CD mit Audioaufzeichnung des Gesprächs, Wieser Verlag, Klagenfurt 2009, 63 Seiten, 19,90 EUR.

Am 5. Oktober 2009, drei Tage vor Bekanntgabe der Literaturnobelpreiseurehung Herta Müllers, hat sich die Journalistin Renata Schmidkunz mit der Autorin zu einem Gespräch in Berlin getroffen. Im Sommer war Müllers für die Nobelpreisverleihung ausschlaggebender Roman *Atemschaukel* erschienen, in dem sie die Geschichte der Deportation der sogenannten »Volksdeutschen« in russische Arbeitslager und die Lebensgeschichte des rumäniendeutschen Schriftstellers Oskar Pastior (1927-2006) thematisiert.

Beide Stränge, die der Auseinandersetzung mit der an den Zweiten Weltkrieg nahtlos anknüpfenden Deportationsgeschichte, sowie die Beschäftigung mit Oskar Pastior, sind auch wesentliche Themen des Gesprächs zwischen Müller und Schmidkunz. Für Müller sind es autobiographische Themen, insofern sie – 1953 im rumänischen Banat geboren – in einer Umgebung aufwuchs, die von der »Beschädigung« durch

das Lager sehr stark geprägt war. Die habituelle Lagerprägung nicht nur verspüren, sondern auch zur Sprache bringen, konnte vor allem Pastior, mit dem Müller zwischen 2002 und 2006 eng zusammenarbeitete, ehe er verstarb.

Dass Müller, die bis zu ihrer Ausreise nach Deutschland 1987 in Ceausescus Rumänien Arbeits- und Publikationsverbot hatte und zudem von der Securitate beschattet wurde, eigentlich ein skeptisches Verhältnis zur Sprache hat, ist auch diesen Umständen geschuldet. »Ich glaube nicht an die Sprache. Ich glaube, sonst wäre ich nicht Schriftstellerin. Das funktioniert auch nur so. Außerdem habe ich jahrzehntelang in einer Diktatur gelebt. Also, ich misstrauere der Sprache zutiefst, und ich suche Sprache, weil ich ihr nicht traue. Und weil ich auch gar nicht weiß, wie man das sagt, was passierte. Das Leben will ja nicht aufgeschrieben werden. Man lebt ja nicht, damit es aufgeschrieben wird, Gott sei Dank. Also ist es etwas total Künstliches. Sprache ist etwas sehr Künstliches, auch im Alltag, weil ja jeder auch über dasselbe was anderes sagt durch seine Wahrnehmung. Also, für mich ist das selbstverständlich, dass ich der Sprache nicht traue«. Schmidkunzes Hinweis auf die »sprachliche Schönheit« in *Atemschaukel* weist Müller beinahe brüsk zurück; es ginge ihr nicht um ästhetische Komponenten, sondern »es ist die Sprache, die es haben musste«, um zu einer treffenden Beschreibung fähig zu sein; mittels Sprache kommt Müller der Sprache auf die Schliche.

Trotzdem Müller zur Aufarbeitung der rumänischen Geschichte und zu den heutigen politischen Machenschaften dort ein düsteres Bild zeichnet, meint sie, »nie misstrauisch« gewesen zu sein, »wenn es keine Gründe gab, auch in Rumänien nicht«. Diesen Optimismus menschlicher Begegnung zu wahren, trotz so vieler Enttäuschungen, ist womöglich eine der Haltungen, die es Herta Müller erlauben, ihr Leben zu leben – und zu schreiben.

Zu Müllers Enttäuschungen kam jüngst hinzu, von einem »sehr, sehr engen Freund« erst *post mortem* dessen sich langsam lüftende Securitate-Vergangenheit zu erfahren: Oskar Pastior.

Philip Kovčé